

Gertrud Wackernagel (1888-1985) : die Ochsentour

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gertrud Wackernagel (1888–1985)

Die Ochsentour

Gertrud Wackernagel verbrachte ihre Kindheit und Jugendzeit in Basel und Göttingen. Ihre Studien führten sie an die Universität Neuenburg, wo sie im Oktober 1919 mit der «Licence ès lettres modernes» abschloss; doch ihr Leben widmete sie nicht der Literatur, sondern dem Dienst in der Heilsarmee. Ihr erster Einsatz führte sie 1912 nach Südafrika; wir zitieren aus ihrem «Tagebuch der Erinnerungen».

«Nachdem ich mich mit Einwilligung der Eltern am Missionshaus in Paris zu freiwilligem Dienst gemeldet, wurde ich probeweise angenommen und als 'aide missionnaire' für Basutoland (le Lessouto) bestimmt. Dort verlangten mehrere Familien nach 'Stützen', und so reise ich mit einigen andern für Basutoland bestimmten zum erstenmal nach Übersee. Es war ein kalter, regnerischer Januar, als Mutter mich zuerst nach Paris und dann über Calais nach London und zuletzt bis nach Southampton begleitete, wo ich mich auf dem etwas veralteten 'Guildford Castle' einschiffen sollte. Noch sehe ich, als das Schiff das Dock verliess, der Mutter dunkle Silhouette im triefenden Nebel auf dem Pier stehen ... Das schnitt mir ins Herz. Getröstet war ich erst viel später, als ich erfuhr, dass sie in ihrem Londoner Quartier von ihrer getreuen Freundin Maud Watson mit einem Strauss leuchtender Nelken aufs herzlichste bewillkommt wurde.

Wild trieb ein heftiger Sturm das kleine Schiff durch die aufgepeitschte Biskaya und am dritten Tag endlich zu den sonnenüberfluteten Gestaden von Madeira. Nach drei Wochen gingen wir in Kapstadt an Land. Es war ein Samstag (mit dem bekannten unvergleichlichen Blumenmarkt), und wir hatten Ordre, dort zu verweilen und erst am Montagabend nordwärts zu reisen.

Dass 1912 eigentlich eine erst kurze Zeit nach dem Burenkrieg war, erfasste ich in meiner Unwissenheit nicht. Schon während der kurzen Zeit in Kapstadt stürmte unendlich viel Neues auf einen ein. Gemeinsam mit einer jungen französischen Lehrerin – sie war zum Unterrichten der Kinder von Missionaren gerufen worden – ging nun gemächlich die Fahrt über den Gebirgsrand hinauf in die Karru und innert vierzig Bahnstunden bis nach Bloemfontein, der Hauptstadt des einstigen Oranje Freistaates. Nach den zwei Nächten im Zug war die Rast in einem Freundeshaus überaus wohltuend. Schon am Nachmittag ging die Fahrt weiter hinein ins Land, diesmal auf einer Schmalspurbahn bis Maséru, knapp an der Grenze von Basutoland, und gleich anderntags auf einer mit vier Maultieren bespannten und von einem Buschmann kutschierten 'Spider' (einem vierrädrigen offenen Wagen) in etwa fünf Stunden nach Morija, der Hauptstation (einer Art Zentrum) der Pariser Mission, wo ich in der Familie Louis Mabile zu Gaste war. Schon nach drei Tagen ging die Reise in einem mit 16 bis 18 Paar Ochsen bespannten Planwagen weiter. Sie sollte zwei bis drei Tage dauern bis nach Thabana Morena, dem Bestimmungsort.



Gertrud Wackernagel
im «Kriegsruf»,
20. März 1926.

Morija war schon damals eine sehr belebte Station. Ausser der Missionsdruckerei (samt Verlag) befanden sich dort mehrere Schulen (Internate), ferner die Bibel- oder Evangelistenschule, und von Zeit zu Zeit eine theologische Schule. Bewohnt war Morija von einer Anzahl Missionarsfamilien, europäischen und afrikanischen Lehrersfamilien, ferner von den Händlern (des öftern Buren), die Nahrungsmittel und allgemeine Gebrauchsgegenstände feilboten, samt deren Familien. Auf einem Hügel, etwas über dem Ort, hatte ein aus dem Neuenburger Jura stammender Arzt sein geräumiges Haus, und nicht weit davon, eine kleine Klinik erbaut, wo unter des Arztes Aufsicht ein afrikanischer Assistent oder Pfleger seines Amtes waltete. Er gehörte nicht zur Mission, war aber von wahrhaft beschämender Güte und Hingabe und unermüdlicher Hilfsbereitschaft.

Den grössten Eindruck machte mir 'Grand'maman Mabile'. Ein schwarzes Spitzentuch krönte das schneeweisse Haar, und grenzenlose Güte strahlte aus ihrem lieben alten Gesicht. Sie war die Tochter von Eugène Casalis, einem der ersten Pariser Missionare im Lande, und Witwe von Adolphe Mabile, einem aus der Gegend von Yverdon stammenden bedeutenden Lehrer und Prediger, der u.a. sehr viel für die Heraus-

gabe des ersten Gesangbuches und die musikalische Ausbildung des Volkes getan hatte. Die Leute von Morija und aus der ganzen Umgegend wussten, dass sie jederzeit mit allen Anliegen zu Mme Mabelle kommen durften. Mit einer unverheirateten Tochter, die zugleich die Aufsicht über die École Normale führte, bewohnte sie 'La Chaumière', dieses aus zwei Rundhütten und einem rechteckigen Verbindungsbau bestehendes überaus anziehendes Heimwesen. Welch eine gottgegnadete Seelsorgerin muss sie gewesen sein, eine Friedensbringerin und eine Kraftspenderin. Des Sonntags fuhren zwei kräftige Schüler sie hinunter zum Gottesdienst in der stattlichen Kirche. Wiederholt sollte ich in den folgenden Jahren das Vorrecht haben, ihr zu begegnen.

Eine mehrtägige Reise im Ochsenwagen muss erlebt werden, wenn man sie richtig verstehen will. Der 'Kutscher' kennt jeden Ochsen mit Namen. Auf sein Kommando stellen sie sich paarweise in einer festen Ordnung hinter einander auf. Dann werden die Joche aufgelegt und befestigt. Eine lange schwere Kette verbindet sie mit einander und mit dem schweren Planwagen. Nie würde der Leitochse seinen Platz einem andern abtreten! Ein schwächliches dürftig bekleidetes Büblein ergreift den beim vordersten Paar befestigten Leitriemen (mtéu), die Peitsche knallt, – jeder Ochse wird bei seinem Namen gerufen, – ein Ruck, und das schwere Gefährt bewegt sich langsam vorwärts. Wo ein Tier sich lässig zeigt, wird es gerufen und bekommt die Peitsche zu spüren. Fortwährend ruft, besser: schreit, der Treiber sämtliche Namen, damit kein Ochse vergesse, wozu er da ist. Ein wahres Prachtstück handwerklicher Kunst ist ein solcher Wagen! – den undenkbarsten Strapazen gewachsen. Über Felsgestein, durch Wasser wie durch Sand, hinunter in tiefe Erdspalten und wieder hinauf, ohne dass ein Rad bricht oder der ganze Wagen sich auf die Seite legt! In der heißen Jahreszeit werden solche Reisen meist des Nachts bewerkstelligt, weil die Kühle den Ochsen besser bekommt. Da kann man von einer einsamgelegenen Wohnstätte aus in mond hellen Nächten Räderknarren, Peitschenknallen und das drohende Rufen der Treiber vernehmen, wenn ein solches Gespann unterwegs ist. So reiste man vor dem ersten Weltkrieg ganz bequem, besonders wenn es eine ganze Familie zu transportieren galt. Sonst aber zu Pferd, mit Satteltaschen links und rechts, und hinten einer 'murette', einer Art Rolle aus Manchester oder Leder, in die unglaublich viel gestopft werden konnte. Selten wurde mehr denn fünf Stunden im Tage geritten, und stets auf halbem Wege abgesattelt, den Pferden Ruhe und Labung gönnend. Mit der Ermüdung des Tieres nahm gegen Ende des Ritts auch ihre Unlust zu. Doch wurde in weiter Ferne ein Wäldchen oder eine Gruppe von wenigen Eukalypten sichtbar, so wussten sie: dort ist ein 'Store' (Laden) oder eine Station, – also Nahrung und Ruhe, – und in rasendem Galopp war bald das ersehnte Ziel erreicht.

Im Ochsenwagen wurde meist ein gewisser Vorrat an Wasser mitgeführt, ferner etwas an Brennholz für den Fall, dass nicht genügend khapané (trockener Mist) beim Ausspannort gefunden werden würde. Ferner der unentbehrliche 'kettle', und etwa eine Pfanne, wenn die Reise mehrere Tage dauern sollte. Alles an Nahrungsmitteln war in einer starken Kiste, die auch als Bock diente, vorn auf dem Wagen verstaut. Weiter hinten war von einer Seite des Wagens zur andern ein Netz von Riemen gespannt, auf welches eine dünne Matratze zu liegen kam. Das war das Bett, das für mehrere eng aneinander Liegende Raum bot!

Über Mittag wurde (reiste man am Tag), womöglich bei einer Wasserstelle, gespannt, um die Ochsen grasen zu lassen. Wie gemütlich lagerte sich da in der weiten Einsamkeit! Meistens sass man nicht im Wagen sondern ging zu Fuss nebenher. Und meist wurde erst am Abend richtig Feuer gemacht und der Kettle mit Wasser aufgesetzt, das beliebte Getränk zuzubereiten. Noch ehe es dunkelte, wurden die Ochsen herbeigetrieben und festgebunden, und schon ehe es tagte, wurde wieder eingespannt, und die Reise ging weiter.

Doch diese paar Aufzeichnungen sollen nicht in eine Reisebeschreibung ausarten. Auch will ich nicht die etwa zehn 'Stationen', auf denen ich gearbeitet, oder die ich besucht, hier aufzählen, noch die Namen aller derer nennen, die mich freundlich aufgenommen, mir manches anvertraut, mich 'erzogen', zuweilen mit einer gewissen Strenge. Köstlich *war* das Leben, weil voll Mühe und Arbeit, und dazwischen viel Frohmut im Kreise von Menschen mit dem nämlichen Ziel. Wie vielseitig war doch die Arbeit: Hausarbeiten *aller* Art, mit Matratzenstopfen und dem Nähen von Bubenkleidern, Kinder hüten und füttern; – eine Nähsschule mit etwa siebenzig und eine Strickschule mit etwa fünfzehn Schülerinnen bewältigen, und dies nach dem Unterrichten von Europäerkindern am Vormittag. [...] Und an einem schulfreien Tag sollte den Taufkandidaten die Grundlagen des Lesens beigebracht werden ...

Hier endet das 'Bilderbuch' der Erinnerungen. Schwerlich wird es je fortgesetzt werden. Nicht allein, weil die Schreiberin dessen nicht mehr fähig sein wird, sondern auch, weil niemand Lust haben wird, Berichte aus alten Zeiten und fernen Ländern zu lesen.»

Gertrud Wackernagel hat sich getäuscht, ihre Lebenserinnerungen verdienen einen grösseren Leserkreis!

Anmerkungen

- 1 Gertrud Wackernagel, Einiges, meinen Lebenslauf betreffend, Typoskript 1966/70, u.a. im Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 82a K 30, S. 12–15.